

Das Fräulein von Scuderi [Fortsetzung]

Autor(en): **Hoffmann, E.T.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 29

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637650>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 29 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 17. Juli 1920

Sommerglut.

Von Edgar Chappuis, Bern.

Sommerglut und goldnes Sonnenfunkeln
Liegt auf grünen Wiesen, schweigsam dunkeln
Wäldern, wo die frohen Lichter spielen,
Leis im Wind die bunten Blumen fächeln,
Ihre Köpflein neigen, selig lächeln,
Weil die Himmelsstrahlen auf sie fielen.

Dort im Strom die müden Wellen fluten,
Lassen Sonnenwärme in sich gluten.
Wohlig ziehn sie ihre fernern Bahnen.
Alles ruht, will in den Himmel träumen,
Und der Saft aus tausend grünen Bäumen
Läßt die süße, frohe Reife ahnen.

Das Fräulein von Scuderi.

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. von E. C. A. Hoffmann.

Cardillacs Worte durchschnitten mir das Herz, ich erbehte vor seiner Bosheit, ich konnte kein Wort hervorbringen. „Du zauderst,“ fuhr er nun fort mit scharfem Ton, indem seine funkelnden Augen mich durchbohrten. „Du zauderst? — Du kannst vielleicht heute noch nicht mit mir kommen, du hast andere Dinge vor! — Du willst vielleicht Desgrais besuchen oder dich gar einführen lassen bei d'Argenson oder la Regnie. Nimm dich in acht, Bursche, daß die Krallen, die du hervorlocken willst zu anderer Leute Verderben, dich nicht selbst fassen und zerreißen.“ Da macht sich mein empörtes Gemüt plötzlich Luft. Mögen die, rufe ich, mögen die, die sich gräßlicher Untat bewußt sind, jene Namen fühlen, die ihr eben nanntet, ich darf das nicht — ich habe nichts mit ihnen zu schaffen. „Eigentlich,“ spricht Cardillac weiter, „eigentlich, Olivier, macht es dir Ehre, wenn du bei mir arbeitest, bei mir, dem berühmtesten Meister seiner Zeit, überall hochgeachtet wegen seiner Kunst, überall hochgeachtet wegen seiner Treue und Rechtschaffenheit, so daß jede böse Verleumdung schwer zurückfallen würde auf das Haupt des Verleumders. — Was nun Madelon betrifft, so muß ich dir nur gestehen, daß du meine Nachgiebigkeit ihr allein verdankst. Sie liebt dich mit einer Hefigkeit, die ich dem zarten Kinde gar nicht zutrauen konnte. Gleich als du fort warst, fiel sie mir zu Füßen, umschlang meine Knie und gestand unter Tränen, daß sie ohne dich nicht leben könne. Ich dachte, sie bilde sich das nur ein, wie es denn bei jungen verliebten Dingen zu geschehen

pfllegt, daß sie gleich sterben wollen, wenn das erste Mißgeschick sie freundlich angeblickt. Aber in der Tat, meine Madelon wurde siech und krank, und wie ich ihr denn das tolle Zeug ausreden wollte, rief sie sie hundertmal deinen Namen. Was kommt' ich endlich tun, wolkt' ich sie nicht verzweifeln lassen. Gestern abend sagt' ich ihr, ich willige in alles und werde dich heute holen. Da ist sie über Nacht aufgeblüht wie eine Rose, und harret nun auf dich ganz außer sich vor Liebessehnsucht.“ — Mag es mir die ewige Macht des Himmels verzeihen, aber selbst weiß ich nicht, wie es geschah, daß ich plötzlich in Cardillacs Hause stand, daß Madelon laut aufschauzend: Olivier — mein Olivier — mein Geliebter — mein Gatte! auf mich gestürzt kam, mich mit beiden Armen umschlang, mich fest an ihre Brust drückte, daß ich im Uebermaß des höchsten Entzückens bei der Jungfrau und allen Heiligen schwor, sie nimmer, nimmer zu verlassen!

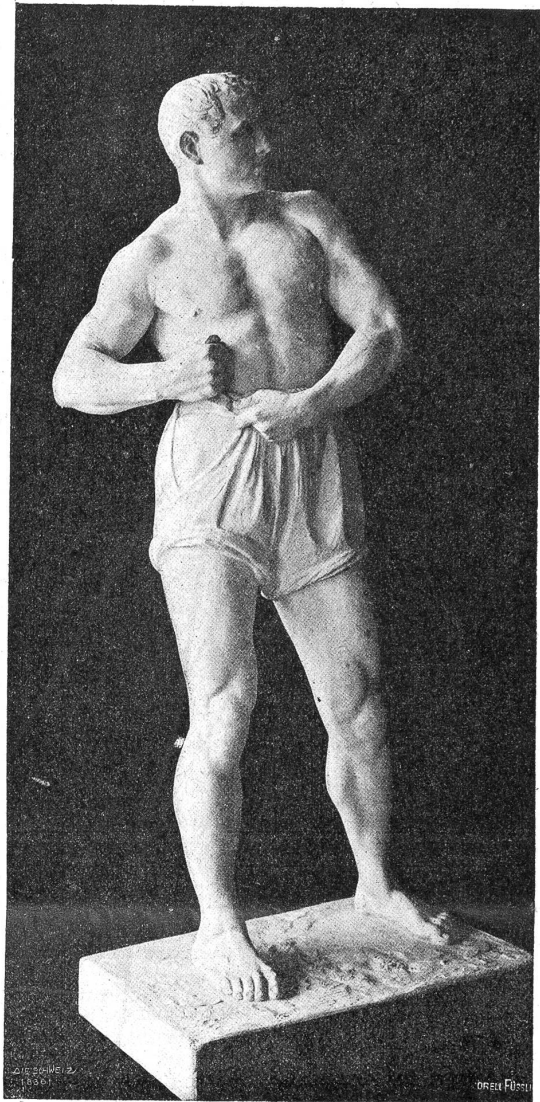
Erschüttert von dem Andenken an diesen entscheidenden Augenblick mußte Olivier innehalten. Die Scuderi, von Grausen erfüllt über die Untat eines Mannes, den sie für die Tugend, die Rechenschaffenheit selbst gehalten, rief: Entsetzlich! — René Cardillac gehörte zu der Mordbande, die unsere gute Stadt so lange zur Räuberhöhle machte? „Was sagt Ihr, mein Fräulein,“ sprach Olivier, „zur Bande? Nie hat es eine solche Bande gegeben. Cardillac allein war es, der mit verrückter Tätigkeit in der ganzen Stadt seine Schlachtopfer suchte und fand. Daß er es allein war, darin

liegt die Sicherheit, womit er seine Streiche führte, die unüberwindene Schwierigkeit, dem Mörder auf die Spur zu kommen. — Doch laßt mich fortfahren, der Verfolg wird Euch die Geheimnisse des verruchtesten und zugleich unglücklichsten aller Menschen aufklären. — Die Lage, in der ich mich nun bei dem Meister befand, jeder mag die sich leicht denken. Der Schritt war geschehen, ich konnte nicht mehr zurück. Zuweilen war es mir, als sei ich selbst Cardillacs Nordgehilfe geworden, nur in Madelons Liebe vergaß ich die innere Pein, die mich quälte, nur bei ihr konnt' es mir gelingen, jede äußere Spur namenlosen Grams wegzutilgen. Arbeitete ich mit dem Alten in der Werkstatt, nicht ins Antlitz vermochte ich ihm zu schauen, kaum ein Wort zu reden vor dem Grausen, das mich durchbebt in der Nähe des entsetzlichen Menschen, der alle Tugenden des treuen, zärtlichen Vaters, des guten Bürgers erfüllte, während die Nacht seine Untaten verschleierte. Madelon, das fromme, engelsreine Kind, hing an ihm mit abgöttischer Liebe. Das Herz durchbohrt' es mir, wenn ich daran dachte, daß, träfe einmal die Rache den entlarvten Bösewicht, sie ja, mit aller höllischen List des Satans getäuscht, der gräßlichsten Verzweiflung unterliegen müsse. Schon das verschloß mir den Mund, und hätte ich den Tod des Verbrechers darum dulden müssen. Unerachtet ich aus den Reden der Marechaussée genug entnehmen konnte, waren mir Cardillacs Untaten, ihr Motiv, die Art, sie auszuführen, ein Rätsel: die Aufklärung blieb nicht lange aus. Eines Tages war Cardillac, der sonst, meinen Abscheu erregend, bei der Arbeit in der heitersten Laune scherzte und lachte, sehr ernst und in sich gekehrt. Plötzlich warf er das Geschmeide, woran er eben arbeitete, beiseite, daß Steine und Perlen auseinander rollten, stand heftig auf und sprach: Olivier! — es kann zwischen uns beiden nicht so bleiben, dies Verhältnis ist mir unerträglich. — Was der feinsten Schlaueigheit Desgrais' und seiner Spießgesellen nicht gelang zu entdecken, das spielte dir der Zufall in die Hände. Du hast mich geschaut in der nächsten Arbeit, zu der mich mein böser Stern treibt, kein Widerstand ist möglich. — Auch dein böser Stern war es, der dich mir folgen ließ, der dich in undurchdringliche Schleier hüllte, der deinem Fuß die Leichtigkeit gab, daß du unhörbar wandeltest wie das kleinste Tier, so daß ich, der ich in der tiefsten Nacht klar schaue wie der Tiger, der ich Straßen weit das kleinste Geräusch, das Summen der Mücke vernehme, dich nicht bemerkte. Dein böser Stern hat dich, meinen Gefährten, mir zugeführt. An Verrat ist, so wie du jetzt stehst, nicht mehr zu denken. Darum magst du alles wissen. „Nimmermehr werd' ich dein Gefährte sein, heuchlerischer Bösewicht.“ So wollte ich aufschreien, aber das innere Entsetzen, das mich bei Cardillacs Worten erfasst, schnürte mir die Kehle zu. Statt der Worte vermochte ich nur einen unverständlichen Laut auszustößen. Cardillac setzte sich wieder in seinen Arbeitsstuhl. Er trocknete sich den Schweiß von der Stirne. Er schien, von der Erinnerung des Vergangenen hart berührt, sich mühsam zu fassen. Endlich fing er an: „Weise Männer sprechen viel von den seltsamen Eindrücken, deren Frauen in guter Hoffnung fähig sind, von dem wunderbaren Einfluß solch lebhaften, willenlosen Eindrucks von außen her auf das Kind. Von meiner Mutter erzählte man mir eine wunderliche Geschichte. Als die mit mir im ersten

Monat schwanger ging, schaute sie mit andern Weibern einem glänzenden Hoffest zu, das in Trianon gegeben wurde. Da fiel ihr Blick auf einen Kavalier in spanischer Kleidung mit einer blinkenden Juwelenkette um den Hals, von der sie die Augen gar nicht abwenden konnte. Ihr ganzes Wesen war Begierde nach den funkelnden Steinen, die ihr ein überirdisches Gut dünkten. Derselbe Kavalier hatte vor mehreren Jahren, als meine Mutter noch nicht verheiratet, ihrer Tugend nachgestellt, war aber mit Abscheu zurückgewiesen worden. Meine Mutter erkannte ihn wieder, aber jetzt war es ihr, als sei er im Glanz der strahlenden Diamanten ein Wesen höherer Art, der Inbegriff aller Schönheit. Der Kavalier bemerkte die sehnachtsvollen, feurigen Blicke meiner Mutter. Er glaubte jetzt glücklicher zu sein, als vormals. Er wußte sich ihr zu nähern, noch mehr, sie von ihren Bekannten fort an einen einsamen Ort zu locken. Dort schloß er sie brünstig in seine Arme, meine Mutter saßte nach der schönen Kette, aber in demselben Augenblick sank er nieder und riß meine Mutter mit sich zu Boden. Sei es, daß ihn der Schlag plötzlich getroffen, oder aus einer andern Ursache; genug, er war tot. Vergebens war das Mühen meiner Mutter, sich den im Todeskampf erstarrten Armen des Leichnams zu entwinden. Ihr gellendes Hilsgeschrei drang endlich bis zu in der Ferne Vorübergehenden, die herbeieilten und sie retteten aus den Armen des grausigen Liebhabers. Das Entsetzen warf meine Mutter auf ein schweres Krankenlager; Man gab sie, mich verloren, doch sie gesundete und die Entbindung war glücklicher, als man je hätte hoffen können. Aber die Schrecken jenes fürchterlichen Augenblickes hatten mich getroffen. Mein böser Stern war aufgegangen und hatte den Funken hinabgeschossen, der in mir eine der seltsamsten und verderblichsten Leidenschaften entzündet. Schon in der frühesten Kindheit gingen mir glänzende Diamanten, goldenes Geschmeide über alles. Man hielt das für gewöhnliche kindliche Neigung. Aber es zeigte sich anders, denn als Knabe stahl ich Gold und Juwelen, wo ich sie habhaft werden konnte. Wie der geübteste Kenner unterschied ich aus Instinkt unechtes Geschmeide von echtem. Nur dieses lockte mich, unechtes sowie geprägtes Gold ließ ich unbeachtet liegen. Den grausamsten Züchtigungen des Vaters mußte die angeborene Begierde weichen. Um nur mit Gold und edlen Steinen hantieren zu können, wandte ich mich zur Goldschmiedsprofession. Ich arbeitete mit Leidenschaft und wurde bald der erste Meister dieser Art. Nun begann eine Periode, in der der angeborene Trieb, so lange niedergedrückt, mit Gewalt empordrang und mit Macht wuchs, alles um sich her wegzehrend. Sowie ich ein Geschmeide gefertigt und abgeliefert, fiel ich in eine Unruhe, in eine Trostlosigkeit, die mir Schlaf — Gesundheit, Lebensmut raubte. — Wie ein Gespenst stand Tag und Nacht die Person, für die ich gearbeitet, mir vor Augen, geschmückt mit meinem Geschmeide, und eine Stimme raunte mir in die Ohren: Es ist ja dein — es ist ja dein — nimm es doch — was sollen die Diamanten dem Toten! —

Da leg' ich mich endlich auf Diebeskünste. Ich hatte Zutritt in den Häusern der Großen, ich nützte schnell jede Gelegenheit, kein Schloß widerstand meinem Geschick und bald war der Schmuck, den ich gearbeitet, wieder in meinen Händen. — Aber nun vertrieb selbst das nicht meine Un-

ruhe. Jene unheimliche Stimme ließ sich dennoch vernehmen und höhnte mich und rief: Ho, ho, dein Geschmeide trägt ein Toter! — Selbst wußte ich nicht, wie es kam, daß ich einen unaussprechlichen Haß auf die warf, denen ich Schmutz gefertigt. Ja! Im tiefsten Innern regte sich eine Mordlust gegen sie, vor der ich selbst erbehte. — In jener Zeit kaufte ich dieses Haus. Ich war mit dem Besitzer handelsmäßig geworden, hier in diesem Gemach saßen wir erfreut über das geschlossene Geschäft beisammen, und tranken eine Flasche Wein. Es war Nacht geworden, ich wollte aufbrechen, da sprach mein Verkäufer: Hört, Meister René, ehe Ihr fortgeht, muß ich Euch mit einem Geheimnis dieses Hauses bekannt machen. Darauf schloß er jenen in die Mauer eingefügten Schrank auf, schob die Hinterwand fort, trat in ein kleines Gemach, hückte sich nieder, hob eine Falltür' auf. Eine steile, schmale Treppe stiegen wir hinab, kamen an ein schmales Pförtchen, das er aufschloß, traten hinaus in den freien Hof. Nun schritt der alte Herr, mein Verkäufer, hinan an die Mauer, schob an einem nur wenig hervorragenden Eisen, und alsbald drehte sich ein Stück Mauer los, so daß ein Mensch bequem durch die Oeffnung schlüpfen und auf die Straße gelangen konnte. Du magst einmal das Kunststück sehen, Olivier, das wahrscheinlich schlaue Mönche des Klosters, welches ehemals hier lag, fertigen ließen, um heimlich aus- und einschlüpfen zu können. Es ist ein Stück Holz, nur von außen gemörtelt und getüncht, in das von außen her eine Bildsäule, auch nur von Holz, doch ganz wie Stein, eingefügt ist, welches sich mitsamt der Bildsäule auf verborgenen Angeln dreht. — Dunkle Gedanken stiegen in mir auf, als ich diese Einrichtung sah, es war mir, als sei vorgearbeitet solchen Taten, die mir selbst noch Geheimnis blieben. Eben hatt' ich einem Herrn vom Hofe einen reichen Schmuck abgeliefert, der, ich weiß es, einer Operntänzerin bestimmt war. Die Todesfolter blieb nicht aus — das Gespenst hielt sich an meine Schritte, der lispelnde Satan an mein Ohr! — Ich zog ein in das Haus. In blutigem Angstschweiß gebadet, wälzte ich mich schlaflos auf dem Lager! Ich seh' im Geiste den Menschen zu der Tänzerin schleichen mit meinem Schmutz. Voller Mut springe ich auf — werfe den Mantel um — steige herab die geheime Treppe — fort durch die Mauer nach der Straße Nicaisé. — Er kommt, ich falle über ihn her, er schreit auf, doch von hinten festgepackt stoße ich ihm den Dolch ins Herz — der Schmutz ist mein! — Dies getan, fühlte ich eine Ruhe, eine Zufriedenheit in meiner Seele, wie sonst niemals. Das Gespenst war verschwunden, die Stimme des Satans schwieg. Nun wußte ich, was mein böser Stern wollte, ich mußte ihm nachgeben oder untergehen. — Du begreifst jetzt mein ganzes Tun und Treiben, Olivier! — Glaube nicht, daß ich darum, weil ich tun muß, was ich nicht lassen kann, jenem Gefühl des Mitleids, des Erbarmens, was in der Natur des Menschen bedingt sein soll, rein entsagt habe. Du weißt, wie schwer es mir wird, einen Schmutz abzuliefern; wie ich für manche, deren Tod ich nicht will, gar nicht arbeite, ja wie ich sogar, weiß ich, daß am morgenden Tage Blut mein Gespenst verbannen wird, heute es bei einem tüchtigen Faustschlage bewenden lasse, der den Besitzer meines Kleinods zu Boden streckt, und mir dieses in die Hand liefert."



Hans Fugger

Der Schwinger.

Dies alles gesprochen, führte mich Cardillac in das geheime Gewölbe und gönnte mir den Anblick seines Juwelens-Rabinetts. Der König besitzt es nicht reicher. Bei jedem Schmutz war auf einem kleinen, daran gehängten Zettel genau bemerkt, für wen es gearbeitet, wann es durch Diebstahl, Raub oder Mord genommen worden. „An deinem Hochzeitstage,“ sprach Cardillac dumpf und feierlich, „an deinem Hochzeitstage, Olivier, wirst du mir, die Hand gelegt auf des gekreuzigten Christus Bild, einen heiligen Eid schwören, sowie ich gestorben, alle diese Reichtümer in Staub zu vernichten durch Mittel, die ich dir dann bekannt machen werde. Ich will nicht, daß irgendein menschlich Wesen, und am wenigsten Madelon und du, in den Besitz des mit Blut erkaufte Horts komme.“ Gefangen in diesem Labyrinth des Verbrechens, zerrissen von Liebe und Abscheu, von Wonne und Entsetzen, war ich dem Verdammten zu vergleichen, dem ein holder Engel mild lächelnd hinaufwinkt, aber mit glühenden Krallen festgepackt hält ihn der Satan, und des frommen Engels Liebeslächeln, in dem sich alle Seligkeit des hohen Himmels abspiegelt, wird ihm zur grimmigsten seiner



Albert Huggler.

Der Pferdebändiger.

Qualen. — Ich dachte an Flucht — ja an Selbstmord — aber Madelon! — Tadelst mich, tadelst mich, mein würdiges Fräulein, daß ich zu schwach war, mit Gewalt eine Leidenschaft niederzukämpfen, die mich an das Verbrechen fesselte; aber büße ich nicht dafür mit schmachvollem Tode? —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brienzer Künstler.

Unter den Vertretern der oberländischen Holzschnitzerei sind seit langem mehrere Angehörige der Familie Huggler hervorragend. Vater Huggler galt schon vor Jahrzehnten als Schnitzerkönig von Brien, und viele seiner Arbeiten zieren noch jetzt als Gruppen und Einzelfiguren die Magazine, Schaustände, die man nicht zu verkaufen wünscht, sondern behält als Fürsten unter dem geringern Wandervogel.

Das Talent und die unermüdliche Treue des verstorbenen Meisters haben sich auf seine Söhne vererbt. Ueber Hans Huggler, den akademisch Gebildeten, sind in die-

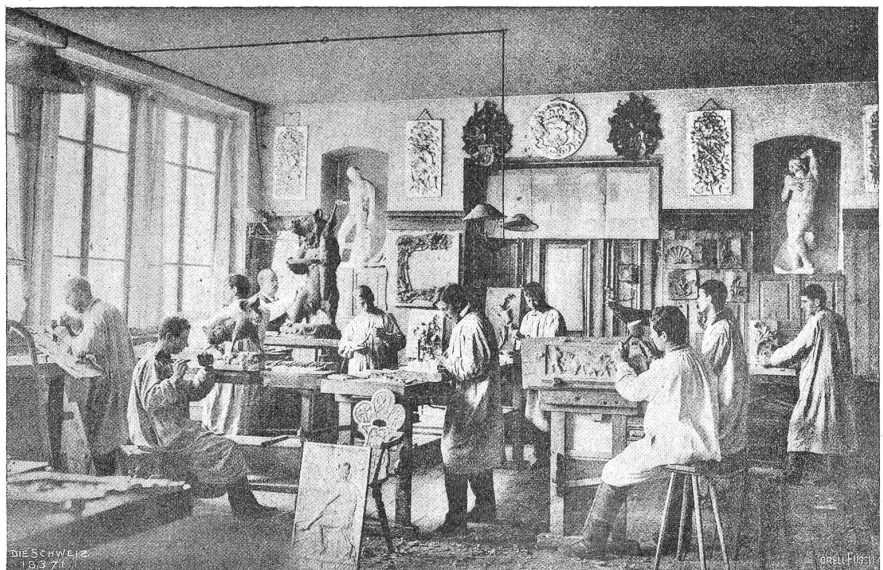
sem Blatt*) und in speziellen Kunstorganen schon mehrfach Besprechungen erschienen, die ihn an die Spitze der schweizerischen Holzschnitzerei stellen. Aber auch sein Bruder Albert verdient die Anerkennung, einer der ersten dieses Faches zu sein.

Es ist zu bedauern, daß kunstsinig Besucher von Brien durch die Scheu lästig zu werden, sich abhalten lassen, in den Werkstätten der Schnitzler, nicht nur vor den Schaufenstern fertiger Arbeiten — Einsicht zu nehmen von der Entstehung von Kunstwerken und gewöhnlichen Schnitzereien. Ein solcher Besuch bietet ungleich mehr als der von Maschinensälen der Großindustrie, wo man zwar von einem Staunen ins andre fällt beim Anblick der kunstvollen Maschinen und ihrer Tätigkeit, und einem Fingerdruck gehorchend, auf- und abwärts, vorwärts und zurück laufen, mit hundert Armen und Gelenken. Aber schließlich muß sich der Besucher, wenn er nicht vom Fache ist, doch gestehen: Wunderbar ist's, aber verstehen kann ich's nicht. Anders in der Schnitzlerwerkstätte, wo nicht die Maschine, sondern der Mann regiert.

Ein großes Stück Rußbaumholz hat er aufgeschraubt und hämmert eifrig mit seinem Schlegel auf den ans Holz gelegten Meißel, daß die Späne davonspringen. Nicht ohne Anruhe steht man ihm zu, denn nicht einen Spänehaufen will er machen, sondern eine Mädchenbüste; achtsam wird trotz der Schnelligkeit der Schläge jeder Rud des Meißels berechnet. Neben dem Eifrigen liegt ein Holzstempel, von dem auch der Geübte durch Maßnahme am Modell und dem Arbeitsstück fleißig Gebrauch macht, daß die Proportionen stimmen; sonst wäre es „für die Raß“. Säge auch der Laie vielleicht den Fehler nicht, es ginge dem Meister wider die Ehre, ein solches Stück aus der Werkstatt zu lassen.

Ein zweiter Arbeiter macht minder Lärm; mit kleinen Werkzeugen klöpft er an einer härtigen Figur herum. Ist das nicht Direktor Krenger von Interlaken, der Gesangsdirigier? Sie sei fertig, meinen wir. Ja, bis an den Rest, entgegnet der Meister und lächelt. Zum xten Mal zündet er das ausgegangene Pfeifchen an, tritt zurück, sinnt und prüft, vergleicht mit dem nach der Natur gemachten Plastermodell, ändert und zaudert und gibt durch scheinbare Kleinigkeiten dem Gesichte Stimmung und lebenswahren Ausdruck. Restlos zufrieden mit seiner Arbeit ist er nie, obwohl er sich seines Wertes wohl bewußt ist und

*) Jahrgang 1918, S. 324 u. ff. Bildhauer Hans Huggler.



Blick in die Schnitzerschule Brien.